

Johannes K. Hogrebe, St. Catharines, Kanada:

## Der Traum eines Freundes erfüllte sich

An einem Wintertag erreichte mich ein Brief aus Wien. Als ich ihn gelesen hatte, jubelte mein Herz! Mein bester Jugendfreund, von dem ich 28 Jahre nichts mehr gehört hatte, lebte also noch! Letztes Mal waren wir mit unserem Gönner, Julius Meinl, zur Zeit der ersten Kriegsweihnachten zusammen gesessen, um voneinander Abschied zu nehmen, und wir genossen noch einmal das Beisammensein mit ihm und seiner Frau im alten Herrenhaus seines Gutes Alt-Prerau an der Thaya, wo Karl und ich oftmals zusammen gejagt und gefischt hatten. Der Genius des verehrten Mannes hatte mein späteres Leben richtunggebend beeinflusst!

Ein zerbrochener Kreis hatte sich mit dem Brief meines Freundes wieder geschlossen. Als es Frühjahr wurde, holte ich ihn vom internationalen Flughafen Toronto ab. Er kam, um mit mir irgendwo auf einem See der nordkanadischen Wildnis zu fischen und möglicherweise einen Schwarzbären zu erlegen. Beides war sein Traum vieler Jahre.

Tiefblau leuchtete der Ontariosee im Sonnenlicht, als wir, seinem Südufer folgend, der lieblichen Gartenstadt St. Catharines zustrebten, die im Herzen der „Niagara Riviera“ liegt. Hier ruhte Karl in unserem

Heim einige Tage aus, bis wir unsere Fahrt in den wilden Norden begannen.

An einem lauen Frühlingsabend fuhren wir, den Polarstern beständig vor uns, auf der längsten geteerten Autobahn der Welt, dem Trans-Canada-Highway, nach Norden. Bald nahm uns der endlose Urwald auf, dessen würziger Duft nach Holz und Harz die Lungen erfrischte. Millionen Sterne legten einen zarten Lichtschleier über Wälder und Seen, die zahlreich seitlich vorbeihuschten.

Als sich der Feuerball der Sonne über die Wipfel der dunklen Koniferen hob, erreichten wir Long-Point-Lake, an dem Ted, der Buschpilot, auf uns wartete. Oftmals hatte mich schon dieser erfahrene Flieger sicher in die und aus der Wildnis herausgeflogen.

Wir halfen ihm, ein leichtes Boot am Gestänge der Pontons zu befestigen, verluden Motor, Treibstoff, Proviant, Geräte, Ruten und Waffen, dann entglitt der See, an dem sein schmuckes Anwesen liegt, unseren Blicken.

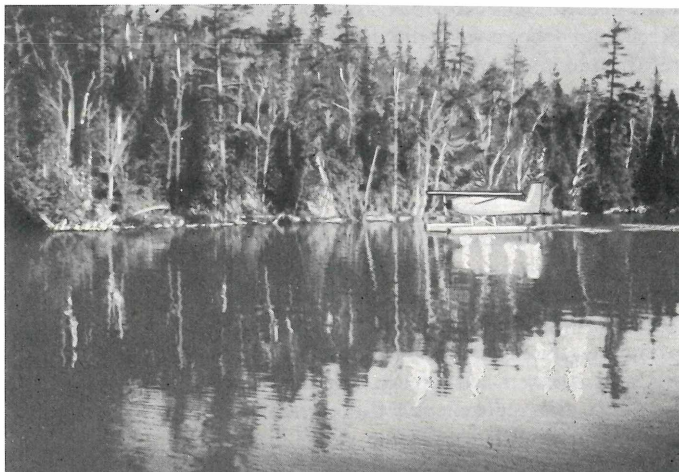
„Wo soll ich Euch denn hinfliegen“, fragte Ted. Es war Karl, der ihm antwortete: „Dorthin, wo ich eine Fischtrophäe und einen guten Schwarzbären erbeuten kann.“

Ted wendete seinen Silbervogel nach Sü-



Trethewey Lake,  
Gowganda Mountains,  
Ontario

### Buschflugzeug auf einem See in der Wildnis



den und flog den Gowganda-Bergen entgegen. Ich ahnte, was er im Sinn hatte, schwieg aber.

Hoch ragten unter uns die wilden Berge auf, als ob sie nach uns greifen wollten. Das Sonnenlicht ließ hunderte von kleinen und größeren Seen, eingebettet in den Tälern der Berge, wie Diamanten und Rubine aufleuchten. Vor uns sah ich den Trethewey-See glitzern, der mir schon unvergeßliche Erlebnisse beschert hatte. Über ihm kreiste Ted, das Flugzeug langsam sinken lassend. Als wir den See in etwa 50 Meter Höhe wieder überflogen, sahen wir in seinem lichtgrünen, klaren Wasser bis tief auf den sandigen Grund an seinen Ufern. Die silberweiße Rinde der schlanken hohen Birken löste den schwermütigen Charakter des dunklen Koniferenwaldes auf, der das erste zarte Grün des beginnenden Frühlings als Festkleid trug.

Dann setzte Ted die Maschine kaum spürbar auf den Wasserspiegel und ließ sie auslaufen.

Vor der wohl hundert Jahre alten Blockhütte, die einst ein Trapper Trethewey errichtet hatte, nach dem der See benannt wurde, glitten die Pontons auf den goldgelben Sand.

Ted sah mich an, ich nickte nur. Seine Wahl war gut. Schnell hatten wir alles ausgeladen und uns eingerichtet. Nach einem ausgedehnten Frühstück verabschiedete sich

der Pilot. Wir sahen seinem großen Vogel nach, bis er über dem Urwald verschwand.

Als wir aus der Hütte traten, musterte uns neugierig eine Fischotterfamilie. Kritisch beäugten uns Mutter, Sohn und Tochter. Wasser tretend standen die schlanken Körper in ihrem Element. Sie schienen uns akzeptiert zu haben, denn clownisch jagten sie um das Boot, laut schnalzend und prustend.

Dann flog ein „Canada-Jay“ auf Karls Schulter. Fischer und Jäger nennen ihn nur „Whisky-Jack“ Er pickte nach des Freundes Pfeife.

„Sind alle Tiere hier so vertraut?“ fragte er. Ich konnte dies bestätigen, denn ein ‚chipmunk‘ einer der zahlreichen Polizisten des kanadischen Busches, hatte ein Schnürband seines Gummistiefels ergriffen, und öffnete die Schleife. Karl griff nach ihm. Schimpfend verbat sich das gestreifte Zwerghörnchen solch verfrühte Annäherung. Man mußte sich doch erst einmal kennenlernen.

Aus der Höhe der lichtgefüllten Kathedrale hallte der Jubelschrei eines Fischadlers, ‚ki—eiii, ki—eiii‘. Als sei sein Federkleid reines Gold, glühte es auf. Der Freund stand am Ufer und ließ seine Blicke über den See streifen. Ich störte ihn nicht. Leise hörte ich ihn sagen: „Wie ist das wunderbar!“

Und dann tauchten unsere Spinner in die lichtgrüne Flut. Bei seinem dritten Wurf

kam ein Aufschrei aus des Freundes Mund. Kreisrund bog sich die feine Spinnrute durch, und pfeifend lief die Schnur von der Spule. Da der Fisch in die Tiefe schoß, wußte ich, daß es eine Seeforelle war. Über dem Seeboden spreizte sie ihre Flossen gegen den Zug und verharnte dort eigenwillig einige Minuten. Dann schoß sie wieder davon, sich blitzschnell überrollend, um den Haken loszudrehen. Er saß gut!

Karl brachte seine erste Seeforelle in den Kescher. Wir behielten diesen etwa vierpfündigen Fisch für das geplante Festmahl.

Dann drillten wir gleichzeitig zwei Seeforellen. Sie hätten Zwillingsgeschwister sein können, und wir setzten sie in ihr Element zurück.

Als wir das Südende des Sees erreicht hatten, zählten wir elf Bisse. Drei Fische verloren wir, die übrigen bekamen ihre Freiheit wieder. Keiner dieser Fische war stärker als 4 Pfund.

Nun machten wir eine Rundfahrt um den See, um dem Freund ein Gesamtbild zu

geben. Nach dieser kehrten wir zur Hütte zurück, und ich bereitete für uns einen Gaumenschmaus, Seeforelle blau mit brauner Butter. Eine Flasche ‚Niagara Roter‘ verfeinerte Mahlzeit und Stimmung.

Erst als die Sonne schon im Westen stand, fuhren wir wieder hinaus. Vor dem Einlauf eines schäumenden Wildwassers, wo mir einst eine Trophäe beschert wurde, begannen wir die Fliegenruten zu schwingen. Als Köder verwendeten wir große, farbfreudige ‚streamer‘. Zunächst blieben wir ohne einen Anbiß und ich befestigte an jedem Vorfach eine leichte Bleikugel, um die Streamer tiefer laufen zu lassen.

„Laß den Köder erst ausschwingen, bevor du ihn über Hand einholst“, riet ich Karl. Er befolgte meinen Rat und ein harter Anbiß fuhr wie ein Schlag durch die elastische Rute.

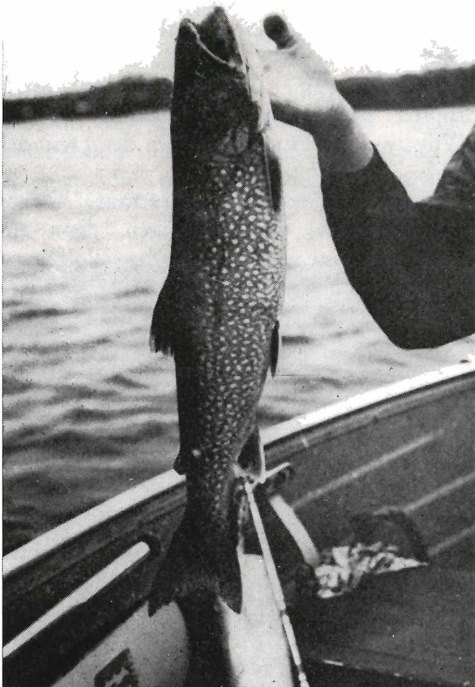
Sofort brach ein Saibling den Wasserspiegel, sich vorstellend. Karl hatte einen kapitalen Fisch, den ich auf fünf Pfund schätzte, am Haken. Schrill kreischte die Rolle, die fast leer gelaufen war, bis er den Fisch abbremsen konnte.

Und dann begann ein aufregender Kampf. Wieder und wieder schleuderte sich der prachtvolle Fisch aus der Flut, dann auf seinem Schwanzfächer über den Wasserspiegel reitend, wie ein Blitz schoß er unter Wasser hin und her, sich überrollend, tauchend, in neuem Salto sich wieder zeigend. Karls Technik war brilliant. Nach 10 Minuten konnte er den völlig erschöpften Fisch in den Kescher führen. Ich löste den Streamer vom Vorfach und heftete ihn an seinen Hut.

Die Waage zeigte 2,25 kg an. Dieser Saibling blieb der stärkste in jenen zwei Wochen, in denen wir viele ihrer Art mit der Fliegenrute fingen.

Vorsichtig lösten wir ihn aus seiner farbenprächtigen Haut, die wir lufttrocknen ließen. So schmückt die Trophäe heute mit das Heim meines Freundes.

Während des Abendessens bekamen wir Besuch. Freund ‚chipmunk‘ erschien plötzlich auf dem Tisch und holte sich ohne Scheu eine Brotschnitte, die der kleine Wicht vor



See-Saibling

sich herbalancierte. Die Brotschnitte hatte fast seine Länge.

Als ich sie ihm wegnahm, keckerte er empört, aufgeregt mit der buschigen kleinen Rute wippend.

Dankbar nahm er ein kleines Stückchen Brot aus der Hand, womit wir den Besucher nicht mehr los wurden. Am liebsten hätte ihn Karl mit nach Wien genommen.

Es war Tage später an einem Sonntagmorgen, als wir abermals mit dem Spinner auf Seeforellen fischten. Bisher hatten wir keinen Fisch erbeutet, der schwerer als sechs Pfund war. Ich wußte aber, daß Forellen bis zu 15 Pfund Gewicht im See waren. An einem kleinen, nur 6 cm langen Blinker befestigte ich einen leichten Drilling, der von weißen und roten Haaren umkleidet war. Mit einem gleichen Köder hatte ich Jahre zuvor hier eine starke Seeforelle überlistet. Vielleicht gelang es abermals.

Dort, wo der Urwald von beiden Seiten eine Enge bildete, forderte ich den Freund auf, sein Heil zu versuchen. „Laß den Köder erst auf den Seeboden sinken und führe ihn in kurzen Rucken hoch, die Flucht eines kleinen Fischchens nachahmend“, riet ich.

Eine Stunde blieben wir ohne Biß. Ich stellte den Sport ein, um mich besser auf das Navigieren konzentrieren zu können. Ich sah eine Sandbank vom Ufer aus in tiefes Wasser verlaufen. Wie ich erwartet hatte, faßte hier tatsächlich ein starker Fisch zu. Rasend schnell sauste die Schnur von der Spule, weit hinaus aus der Enge. Ich folgte mit dem Boot — es begann ein Zweikampf, der dem Freunde alles abverlangte, was er im edlen Waidwerk gelernt hatte! Beängstigt stand seine feine Rute kopf und die Schnur wimmerte in ihrer Angst, zu reißen. Eine schwere Seeforelle zu heben verlangt viel Zeit. Am Haken strebt sie in tiefes Wasser, wo sie die Flossen beständig gegen den Zug nach oben spreizt. Die Kunst ist, sie in Bewegung zu bringen und zu halten, was den Sportfischer zwingt, die Schnur durchhängen zu lassen, um die Forelle zu täuschen. Dabei geht solch ein schwerer Fisch meist verloren.

Nach langen und bangen 50 Minuten

zeigte Karls Fisch Ermüdung, und, als die Stunde voll geworden war, hob er seinen jahrealten Traum mit der Hand in den Kiemen in das Boot. Er umarmte mich in seiner Freude, die ich mit ihm teilte. Die Waage zeigte genau 7 kg an. Einen Zwilling fing ich eine Stunde später an der gleichen Stelle, und wir feierten unser Petriheil bis tief in die Nacht, wobei Mister Chipmunk uns unterhielt.

Alles, was wir ausgeweidet hatten, verwahrten wir in der Hoffnung, mit dem Fraß einen hungrigen Schwarzbären anzulocken.

Nicht weit vom Wildbach hatten wir die nun stark „duftenden“ Überreste der verzehrten Fische und Trophäen in einem alten Damenstrumpf an einem Baum so hoch aufgehängt, daß ein sich aufrichtender Bär den Köder mit den Pranken erreichen konnte. Eine 40 Meter entfernt stehende starke Kiefer gab meinem Freund nun einen guten Hochsitz, auf dem er nun jeden frühen Morgen und abends auf einen schwarzen Buschläufer wartete.

Am drittletzten Tage am See war ich abends vor Beginn der Dämmerung gerade wieder an der Hütte angekommen, als in schneller Folge drei Büchenschüsse über den See hallten und aus den Bergen das Echo zurückschallte. Ich wartete eine halbe Stunde, bis ich losfuhr. An einem mittelschweren gestreckten Schwarzbären fand ich einen übergelücklichen Freund. Kosend strichen seine Hände immer wieder über den schwarzen, seidigen Pelz.

Als der große silberne Vogel kam, um uns abzuholen, standen folgende Zahlen und Angaben im Tagebuch: Strecke: 61 Saiblinge, Rekordfisch viereinhalb Pfund, 78 Seeforellen, Rekordfisch vierzehneinhalb Pfund, Schwarzbär, etwa 180 Pfund.

Lange sah ich dem Überseedüsenflugzeug nach, in dem ein übergelücklicher Freund, reich durch ein Vermögen an Erinnerungen, wieder in die Heimat flog.

Hogrebe ist der Autor des Buches „Der Trapper vom Ghostriver; ein Leben im kanadischen Paradies der Jäger und Fischer“ 185 Seiten, Ln., DM 19,80, Verlag Paul Parey, Hamburg und Berlin. — Die Ende August 1969 erschienene Erstauflage war in dreieinhalb Monaten vergriffen.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Österreichs Fischerei](#)

Jahr/Year: 1970

Band/Volume: [23](#)

Autor(en)/Author(s): Hograebe Johannes K.

Artikel/Article: [Der Traum eines Freundes erfüllte sich 54-57](#)